



60. Jahrgang

Nr. 238

September 2018

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

„Namslauer helfen Namslauern“

Weihnachtsaktion 2018 bittet um Ihre Unterstützung

Das Wenige, das du tun kannst, ist viel.

Albert Schweitzer (1875 – 1965)

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e. V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Bestellschein, Beitrittserklärung	01 – 02
In eigener Sache (Datenschutz)	04
Namslauer helfen Namslauern	05
Sommersingen	06
Schlesische Heiratsbräuche in alter Zeit	07 – 09
Erinnerungen meiner Großmutter	10 – 16
Die Wehranlagen und Turmhügel in den Kreisen Namslau und Groß Wartenberg	16 – 18
Steinzeitliches aus den Kreisen Groß Wartenberg und Namslau	19 – 25
Erinnerungen an die Cholerazeit in Dammer	25 – 28
Pechhütte	29 – 39
Namslauer Stube im Schützenhaus in Euskirchen	40
7. Heimattreffen in Neustadt/Dosse	41

Einsichtnahme in das Namslauer Stadt-
und Kreisblatt

42

Familiennachrichten

43 – 53

In eigener Sache – Thema: Datenschutz

Liebe Landsleute,

das Thema „Datenschutz“ ist zurzeit in aller Munde. Wir teilen Ihnen deshalb zu Ihrer Unterrichtung folgendes mit:

Die von Ihnen bei dem Beitritt zu unserer Vereinigung erbetenen Daten werden ausschließlich in unserem mit Passwort geschützten Heimcomputer gespeichert und ausschließlich für Vereinszwecke (Adressenaufkleber Heimatruf, Geburtstagsglückwünsche, Todesnachrichten, Buchführung) genutzt. Nach dem Tod oder dem Ausscheiden eines Mitglieds werden die Daten auf unserem Computer gelöscht.

Im Namslauer Heimatruf verwenden wir Ihre Daten bei den Familiennachrichten (Goldene Hochzeit pp, Nachrufe, Geburtstagsglückwünsche). Der Heimatruf wird in der Homepage www.namslau-schlesien.de **ohne Familiennachrichten** veröffentlicht.

Wenn Sie **nicht** wünschen, dass Ihre Daten künftig in den Familiennachrichten des Heimatrufs veröffentlicht werden, **bitte wir, uns dies mitzuteilen**. Wir werden Ihrem Wunsch dann selbstverständlich nachkommen.

Mit heimatlichen Grüßen
Wolfgang Giernoth, Schriftführer

Namslauer helfen Namslauern

Liebe Landsleute,
mit unserer Aktion „**Namslauer helfen Namslauern**“
wollen wir auch in diesem Jahr unsere Verbundenheit
mit unseren in der Heimat verbliebenen Landsleuten
bekunden und dazu beitragen, dass sie ihren Kindern
und Enkelkindern eine kleine Freude bereiten können.
Unserer Unterstützung bedürfen aber vor allem unsere
älteren und kranken Landsleute, denn nicht alle Medi-
kamente werden von den Krankenkassen bezahlt.

Wir bitten Sie deshalb herzlich um ein kleines Schärfl-
lein, wohl wissend, dass es nur ein Tropfen auf den
heißen Stein sein kann. Helfen Sie bitte mit, dass wir
unseren Landsleuten zu Weihnachten eine kleine
Freude bereiten.

Benutzen Sie dazu den beiliegenden Überweisungs-
vordruck oder überweisen Sie auf unser Konto bei der
Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110
0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS – und vermerken
Sie „Namslauhilfe 2018“.

Herzlichen Dank im Voraus.

Mit heimatlichen Grüßen
Ihre Hannelore Suntheim

Deutschlandtreffen der Schlesier 2019

Das nächste Deutschlandtreffen der Schlesier findet
am 15. und 16. Juni 2019
wieder in Hannover statt. Bitte merken Sie sich den
Termin schon vor!

Sommersingen

Ein Brauch lebt weiter

Einer der schönsten Bräuche in Schlesien, besonders von den Kindern geliebt und gefeiert, war das Sommersingen, in der Mundart „Summer“ genannt.

Folgendes Lied gehört zu jedem Sommersingen:

Summer, Summer, Summer,
ich bin a klenner Pummer,
ich bin a klenner Keenich,
gatt mer nich zu wenich,
lußt mich nich zu lange stiehn,
ich muß a Häusla wettergiehn.



aus: Schlesische Nachrichten 4/2018, Seite 18

Schlesische Heiratsbräuche in alter Zeit

Früher war doch alles anders
von Dr. Horst Stephan

In früherer Zeit „unverheiratet“ zu sein, stieß häufig auf Spott oder Unverständnis. Denn Ehelosigkeit galt um die Mitte des 19. Jahrhunderts als gesellschaftliche Unsitte. Um sich kennenzulernen, mangelte es doch nicht an Gelegenheiten. Dazu zählten die allwöchentlichen Tanzabende im „Kretschan“ (Wirtshaus). Auch Feste wie Kirmes und das „Johannsfeuer“ am 24. Juni führten junge Männer und Frauen zusammen. Nicht ungewöhnlich war es auch, sich bei einer Beerdigung zu begegnen; wurde ein Junggeselle begraben, dienten sechs ledige Männer als „Träger“. Ebensoviele „Kränzeljungfern“ (Brau-, Kranzjungfern) begleiteten den Sarg. Beim Traueressen im Wirtshaus kam man sich bei einem Tänzchen näher. Erzählt wird, dass auf dem Land auch Fleischer und Viehhändler manche Ehe vermittelten, da sie viel herumkamen, um ein Stück Vieh zu kaufen. Oder es ergab sich, dass junge heiratswillige Leute ihr „Packla“, Geld und Sachen zusammenlegten und eine „Gütergemeinschaft“ bildeten.

Bei der Vorbereitung und Durchführung einer Hochzeit spielte der „Druschma“ als „Hochzeitsbitter“ oder „Hochzeitslader“ eine große Rolle. Denn er lud zur Hochzeit ein und beherrschte als Brautdiener, Spaßmacher und Zeremonienmeister alle Rituale. Schon sein Äußeres fiel auf; gemeint sind Zylinder und schwarzer Rock, an dem lange rote Bänder hingen. Am Morgen des Hochzeitstags holte der Druschma mit dem Bräutigam die Braut zu Hause ab. Dies war ein feierlicher Akt, bei dem der Hochzeitsdiener den „Herrn Brautvater“, die „Frau Brautmutter“ und die „verehrte Jungfrau Braut“ würdevoll begrüßte, ihnen alle Gute und Gottes Segen wünschte. Dem „wertgeschätzten

Bräutigam“ steckte er einen kleinen Rosmarinkranz an als Zeichen der Freude, Liebe und Leidenschaft. Oder beide Brautleute bekamen ein Rosmarinsträußchen, das sie nach der Trauung in die Erde pflanzte; wuchs und gediebt es, deutete dies auf eine glückliche Ehe hin. Herrschte dagegen am Hochzeitstag starker Wind, gab es bald Streit.

Nach dem Begrüßungsritual begann man, das „Brautfuder“ mit der „Ausstattung“ der jungen Frau zu beladen. Dazu gehörten Haushaltsgeräte, ein Spinnrad und ein Butterfass, an dem eine lange Seidenschleife hing. Auch eine große Truhe mit Bettwäsche und z. B. Tischdecken kam auf den Pferdewagen. In dessen Mitte saß die „Braut- oder Bettfrau, umgeben von den Federbetten für das künftige Ehebett. Bald setzte sich der Brautzug in Richtung des „Hochzeitshauses“ des Bräutigams in Bewegung; zwei Trompeter begleiteten den Zug. Dabei warf die Braut Naschereien unter die Schaulustigen am Wegrand. Manchmal wurde die Pferdefuhre durch eine über den Weg gespannte Schnur oder ein Seil aufgehalten. Ein Trinkgeld gab ihn frei.

Am Hochzeitshaus angelangt, musste die Braut dafür sorgen, dass alle mitgebrachten Sachen einen passenden Platz fanden und das Ehebett bergerichtet wurde. Erst dann versammelte man sich zum Kirchgang. Eine Musikkapelle ging dem Hochzeitszug voraus. Es folgte das Brautpaar, dann die -brautjungfer mit ihrem Junggesellen, die Eltern des Brautpaares sowie die geladenen Gäste. Die Braut achtete darauf, ein Stück Brot und Münzen bei sich zu haben; denn war ihr fehlte, würde sie später in der Ehe vermissen. Der Volksglaube empfahl der Braut auch, während der Trauung ihren linken Fuß auf den rechten des Bräutigams zu stellen, um sich in der Ehe die „Vorherrschaft“ zu sichern. In den Mittelpunkt der Brautmesse

rückten der Empfang der hl. Kommunion und der Brautsegen.

Aus der Kirche zog die Hochzeitsgesellschaft ins Wirtshaus. Das hier stattfindende Trinkgelage bezahlte der Bräutigam zur Hälfte, die andere der Brautführer. Ersterer lud später ins Hochzeitshaus zum Festmahl ein. Während des üppigen Essens trat der Druschma mit einer langen gereimten Rede auf. Es folgten humorvolle Beiträge, bis der Hochzeitsbitter der Braut feierlich den Hausschlüssel übergab. Später brach man gemeinsam zur „Brautschau“ auf. Sie fand im Wirtshaus mit der Eröffnung des „Brauttanzes“ statt. Der Druschma führte die Braut einem Tänzer zu, geordnet nach Verwandtschaftsgrad. Der Tänzer musste die Musiker für das jeweils gespielte Stück bezahlen. Während dieses Vergnügens wurden den Gästen der „Brautkrug“ gereicht. Das war ein großer Glaskrug mit Zinndeckel und roter Schleife am Verschluss. War das Gefäß geleert, füllte es der Wirt erneut mit Bier auf. Nachts begleiteten die Musiker die Hochzeitsgesellschaft ein Wegstück nach Hause. Am folgenden Tag aß man zum Frühstück die „Brautsuppe“. Sie bestand aus Milch, Eiern, Weizenmehl, Zucker, Rosinen und Mandeln. Danach war es Brauch, die junge Frau „unter die Haube“ zu bringen. Mit Gelächter und Spott setzte man ihr diese Kopfbedeckung auf. Jetzt galt die Braut als verheiratete Frau.

Der Brautzeit folgten Alltag, Sorge und Krankheit. Kinderreichtum war keine Seltenheit. Das Zusammenleben von Jung und Alt unter einem Dach verlief nicht konfliktfrei. Erst wenn der Bauer nach Abgabe des Hofes an seinen Sohn ins „Ausgedinge“ (Altenteil, Nebengebäude) zog, entspannte sich die Situation.

**Erinnerungen meiner Großmutter an das Spielen
in ihrer Kindheit
in Erdmannsdorf (Kreis Namslau)**

von Sabine Golombek

Meine Großmutter hat mir so gerne von ihrer Kindheit in Schlesien erzählt und dabei fragte ich sie natürlich auch, wie sie in ihrer Kindheit gespielt hatte.

„Wir haben schön gespielt, auch wenn es nicht diese Spielsachen gab, die ihr schon hattet. Nur, weil wir schon als Kinder bei der Arbeit mithelfen mussten, war auch nicht so viel Zeit zum Spielen. Aber es reichten schon wenige Dinge wie zum Beispiel: Zweige, Stroh, Stoffreste, Bindfaden und Tannenzapfen aus, um daraus Puppen und ein Puppenhaus zu basteln und wunderbar zu spielen. Nein, Spielzeug habe ich nicht vermisst. Ich war so glücklich, wenn ich mit meinen Puppen spielte.

Von den anderen Kindern im Dorf habe ich mir abgesehen, wie ich mir aus Stroh und Bindfaden Puppen basteln konnte. Manchmal habe ich für meine Puppen aus Stoffresten Kleider hergestellt. Auch aus anderen Materialien, wie Blättern, Tannenzapfen oder Stöckchen habe ich mir schon mal Puppen gebastelt. Und

mit solchen Materialien und meiner Phantasie konnte ich auch Puppenhäuschen errichten. Wie gerne habe ich damit gespielt und darüber die Zeit vergessen!

Als ich vier Jahre alt war, wurde es meine Aufgabe auf unserem Hof, die Gänse zu hüten. Auch dabei konnte ich schon mal spielen. Dann habe ich mir gerne Puppen aus Pflanzen gemacht und eine Wohnung für die Puppen aus Blättern und Blumen. Wenn ich nicht aufgepasst habe oder eingeschlafen war, kam es durchaus mal vor, dass die Gänse alles aufgefressen haben. Aber ich konnte ihnen nicht böse sein, sie wussten es doch nicht besser. Wenn ich einschlief, liefen die Gänse nicht weg, sondern blieben um mich herum. Aus Blumen habe ich mir beim Gänsehüten manchmal auch einen Haarkranz angefertigt und mir aufgesetzt. Auch an diesem zupften die Gänse, wenn ich einschlief.

Von der Frau meines ältesten Halbbruders Karl bekam ich einmal eine gekaufte Puppe geschenkt. Diese Schwägerin war immer sehr freundlich und auch mitleidig zu mir, wohl, weil ich keine Mutter mehr hatte. Diese Puppe war so wunderschön, dass ich sie nicht beschädigen oder abnutzen wollte. Deshalb habe ich sie auf einen Platz in unserem Haus gesetzt und dann

immer bewundert. Oh, ich wollte, dass die Puppe immer so schön bleibt! Irgendwann, als mein Vater nicht mehr lebte, hat leider eine meiner Schwestern, die schon in Stellung bei einer anderen Familie war, diese Puppe mitgenommen und der Tochter dieser Familie geschenkt. Meine Schwester meinte dann, dass ich ja doch nicht mit der Puppe spielen würde. Ach, was war ich traurig!

Auch mit unseren Katzen spielte ich sehr gerne. Wir hatten mehrere Katzen und sie durften auch überall im Haus sein. So manches Mal gab es Junge. Abends saß ich dann manchmal in der Küche auf der schrägen Klappe unseres kleinen unterirdischen Kühlraumes und hatte mehrere Katzen auf dem Schoß oder um mich herum und spielte mit ihnen.

Als mein Vater noch lebte, also bis zu meinem elften Lebensjahr, spielte ich mit den Nachbarskindern auch mit dem Ball. Es gab so viele Spiele mit dem Ball! Zum Beispiel haben wir den Ball gegen die Hauswand geworfen und dann versucht, ihn wieder aufzufangen. Wenn der Ball dabei herunterfiel, kam der nächste dran. Wir zählten, wie oft es jeder schaffte. Um es noch schwieriger zu machen, haben wir uns manchmal dabei noch umgedreht. Einige Male habe ich von den Nachbarn einen Ball geschenkt bekommen. Meine

Brüder spielten dann aber auch Fußball damit und dabei ging der Ball dann auch kaputt.

Im Winter hatten wir unseren Spaß mit dem Schnee im Winter, bei uns gab es immer viel Schnee. Dieser wurde dann auf der Straße und in unserer Hofeinfahrt zur Seite geräumt. Dadurch türmten sich wunderbare Schneeberge auf. Mir und den Nachbarskindern machte es dann viel Freude, auf einem Stück Pappe von diesen Schneehaufen herunterzurutschen.

Weil es im Winter bei uns oft sehr kalt war, gab es dann Eisflächen, auf denen wir spielen konnten. Gleich neben unserem Haus, dicht an der Straße, war eine Grube, aus welcher Lehm für den Bau von Häusern entnommen wurde. Im Winter war diese Grube voll mit Wasser, welches dann zu Eis gefror. Auf diesem Eis durfte ich schlittern. Meine Brüder sind auch noch zum Schwarzwasserteich, der in der Nähe von unserem Dorf lag, gegangen, um darauf zu spielen. Auch andere Kinder aus dem Dorf sind dorthin zum Spielen gegangen. Ich durfte aber nicht dorthin, mein Vater wollte das nicht.

Auf der Eisfläche neben unserem Haus schlitterten wir mit unseren Holzschuhen. Dabei sind wir natürlich öfters ausgerutscht. Wir Mädchen hatten lange Röcke an und auch keine Unterwäsche. Beim Ausrutschen sind

wir Mädchen öfters mit unserem nackten Hintern aufs Eis geschlittert, der danach rot war. Das war normal und es wurde auch nicht angenommen, dass es nicht gut war. Dasselbe passierte beim Rodeln im Schnee. In unserer Familie gab es auch ein Paar Schlittschuhe. Damit sich meine Brüder nicht darum stritten, wer diese wann benutzen darf, bestimmte unser Vater, dass sie sich nach einer Stunde immer abwechseln müssen.

Als ich noch sehr klein war, spielte ich im Winter oft unter dem Sessel meines Vaters. Mein Vater saß dann auf dem Sessel und unterhielt sich mit anderen. Ich fühlte mich dort sehr sicher und auch meine Brüder konnten mich dort nicht ärgern.

Mit meinen Geschwistern konnte ich nicht viel spielen. Oskar, der Nächstälteste, war bereits fünf Jahre älter als ich und hatte auch nicht viel Zeit, weil er natürlich auch auf unserem Hof arbeiten musste. Jüngere Geschwister hatte ich nicht, aber als ich acht Jahre alt war, hat mein Vater Hans, den 1½-jährigen unehelichen Sohn einer meiner Schwestern bei sich aufgenommen. Diese Schwester konnte sich nicht um ihn kümmern, weil sie in Stellung in Namslau war, dort im Haushalt auch wohnte und die Frau des Hauses nicht wollte, dass sie ihr Kind mitbrachte.

Ich liebte es sehr, Hans, mein Hänschen, zu betreuen und mit ihm zu spielen. Das war noch viel schöner als mit Puppen. Wenn das Wetter gut war, spielte ich mit ihm auch auf der Wiese gleich beim Haus. Oft, wenn keine Schule war und die anderen zur Feldarbeit waren, war es meine Aufgabe, Hänschen zu beaufsichtigen. Von allen unseren Familienmitgliedern passte ich am meisten auf Hänschen auf. Morgens vor der Schule, wir standen schon um 5 Uhr auf, musste ich zunächst nicht mehr die Gänse hüten, wenn ich Hänschen betreute, dann später habe ich ihn zum Gänsehüten mitgenommen.

Zuerst schlief Hänschen in einem kleinen Holzkarren mit einer Deichsel daran, so dass man den Wagen ziehen konnte. Das nahm nicht viel Platz weg, wir waren viele Personen in unserem kleinen Haus. In diesen Holzkarren wurde Stroh gelegt, welches mit einem weißen Leinentuch überdeckt wurde. Manchmal fuhr ich Hänschen in diesem Ziehwagen durch das Dorf und dann war ich sehr stolz darauf. Es kam auch vor, dass ich ihm dann unterwegs das Fläschchen gegeben habe. Frauen aus dem Dorf sprachen mich an und lobten mich, wie gut ich mich um Hänschen kümmern konnte. Das hat mir sehr gutgetan. Hänschen und ich

mochten uns sehr und auch später im Leben, immer, wenn wir uns trafen, waren wir einander sehr zugetan. Ja, ich hatte eine schöne Kindheit und schön gespielt, wenn ich Zeit dazu hatte.“

Die Wehranlagen und Turmhügel in den Kreisen Namslau und Groß Wartenberg

von Max Hellmich

(Auszugsweise nur Kreis Namslau abgedruckt)

Die Erkenntnis des Wesens der alten Wehranlagen hat zwar in den letzten Jahren weitere Fortschritte gemacht, so dass sich die Formen der vorchristlichen Volksburgen von den nachchristlichen festen Plätzen der von Osten her vordringenden Slaven schon rein äußerlich fast mit der gleichen Sicherheit unterscheiden lassen, wie beide von den mit der Wiedereindeutung nach Schlesien gekommenen Burghügeln und deren Übergängen zu den mittelalterlichen Burgen; aber eine Sicherheit darüber, welche Plätze von den verschiedenen Völkerschaften, und ob sie nur einmal oder wiederholt benutzt worden sind, kann allein die Spatenforschung geben. Da diese aber bis zu einer Tiefe vordringen muss, die sich als sicher fundiert erweist so erfordert die Untersuchung der zahlreichen Anlagen sehr erhebliche Mittel und wird daher längere Zeit in Anspruch nehmen, ein Umstand, der die heute mehr als je zu fordernde Klärung unserer Landesgeschichte und der Besiedlung und Landnahme in den

einzelnen Zeitabschnitten in unerwünschtem Maße verzögert.

In einzelnen Fällen dürfte freilich die Untersuchung nicht zu unerschwinglich hohe Kosten verursachen und dabei doch sehr erwünschte und beachtliche Ergebnisse zeitigen, wie z. B.. von der Untersuchung der Wehranlagen in den Kreisen Namslau und Groß Warthenberg zu hoffen ist. Im ersteren liegen die drei zweifellos frühdeutschen Burghügel von Kaulwitz, Lorzen-dorf und Städtel, im zweiten die Anlagen von, die nachstehend besprochen werden sollen.

Kaulwitz ist ein kleiner Burghügel mit östlich daran liegender Vorburg, die wohl als Wirtschaftshof anzusprechen ist, etwa 300 m östlich der Schedlitzmühle, die ungefähr 1000 m südlich vom Dorfe liegt. Die Anlage lehnt sich an den nördlichen Talrand des der Weide zufließenden Studnitzbaches und ist als wehrfähig anzusehen, da sie von dem anstoßenden Acker ohne Schwierigkeit einzusehen und zugänglich ist. Da solche Burghügel regelmäßig eng an eine Dorfanlage anschließen, so spricht schon der Name „Schedlitz“-Mühe dafür, dass hier sich eine größere Siedlung, wahrscheinlich am Bache entlang in der Richtung auf Belmsdorf zu erstreckt hat, denn Schedlitz bedeutet wie alle gleichen oder ähnlichen Ortsnamen einen slawischen Ort, und sein Grundherr hat wahrscheinlich bei der Gründung zu deutschem Rechte auf dem Burghügel seinen Wohnturm erbaut. Ein Schnitt durch den Hügel und durch die Vorburg würde bei der

Kleinheit der ganzen Anlage sehr schnell Gewissheit geben da nur zwei Wälle und der 14x16 m große Hügel durchzugraben wären. Selbstverständlich müsste auch die weitere Umgebung wegen etwaiger Spuren des vermuteten Dorfes abgesucht werden.

In *Lorzendorf* liegen die Verhältnisse noch einfacher. Hier ist der Burghügel zwar 800 m vom heutigen Gutshofe, aber nur 200 m von den nächsten Gehöfen des Dorfes entfernt, und der Hügel hat an seiner Oberfläche nur etwa 16 m Ausdehnung. Auch hier könnte mit geringer Mühe der Aufbau des Wohnturmes erforscht werden.

Der Hügel von *Städtel* liegt ebenfalls nur 200 m nördlich vom Vorwerk Franzenshof und war im Jahre 1904 noch ein von einem Wassergraben umgebener Hügel, der mit dem Graben zusammen nur 40 m Durchmesser hatte. Südöstlich ist vor den jetzt formlosen Hügel ein Wall vorgelagert, der gleichfalls zu untersuchen wäre.

Wenn man bedenkt, was eine genaue Altersbestimmung durch die Spatenforschung in derartigen Fällen auch für die Landesgeschichte bedeutet, sollte man nicht zögern, an die möglichste baldige Untersuchung gerade der jüngsten Reste der Wehranlagen, der Burghügel, zu gehen.

aus: „Zwei schlesische Grenzkreise in der Vor- und Frühgeschichte – Sonderheft der Altschlesischen Blätter 1935“

Steinzeitliches aus den Kreisen Groß Wartenberg und Namslau

von Kurt Langenheim

Seit einigen Jahren haben sich die Funde der Kreise Groß Wartenberg und Namslau beträchtlich vermehrt. Dabei ergibt sich erfreulicherweise, dass der Ablauf der Steinzeit in Schlesien nunmehr auch an Funden aus dem behandelten Gebiet abgelesen werden kann.

Aus der älteren Steinzeit liegen allerdings noch keine Funde vor, könnten aber durchaus in Zukunft auftreten. Die mittlere Steinzeit ist durch mehrere Fundplätze vertreten. Zumeist handelt es sich um Dünen, auf denen im hellen Sand die feinen Feuersteinabspisse und Geräte, die Mikrolithen, zu finden sind. Ich nenne die Orte, aus denen derartige Mikrolithen ins Landesamt gelangten, Schwirz und Dammer Kreis Namslau. Die mittelsteinzeitliche Bevölkerung war noch nicht sesshaft und führte ein unstetes Jäger- und Sammlerleben. Familien- oder Sippenweise wird man seine Jagdgründe durchstreift haben. Es ist wohl anzunehmen, dass zwischen den einzelnen Horden oder Stämmen eine Abgrenzung des Jagd- und Sammelgebietes bestanden hat, dessen Überschreitung vermieden wurde oder sonst zu kriegerischen Verwicklungen führte.

Auf dieser Stufe des reinen Jäger- und Sammlertums beharren dann anscheinend noch während der neolithischen Zeit die Träger der sogenannten Kamm- und

Grübchenkeramik, die einem großen nordostischen Kulturkreis angehören. Die Geräte aus Feuerstein ähneln noch sehr den mittelsteinzeitlichen Feuersteinwerkzeugen. Oft ist kein Unterschied feststellbar. Es hat den Anschein, als ob diese Bevölkerung von den eingewanderten jungsteinzeitlichen Bauernvölkern in die unfruchtbaren Gegenden zurückgedrängt ist. Ein Beispiel dieses Vorganges aus unserer Zeit ist die Verdrängung der Buschmänner Südafrikas in die Wüste durch die einwandernden Bantustämme, die Hereros und Zulus. Die Träger der nordostischen Kultur sind anscheinend auf ihrer primitiven Stufe stehen geblieben und führten noch während der sonst rein bäuerlichen Jüngerer Steinzeit ihr mesolithisches Jäger- und Sammlerleben fort. Funde dieses Kulturkreises aus der hier besprochenen Gegend liegen anscheinend vor aus Goschützhammer und aus Festenberg Kreis Groß Wartenberg. In den benachbarten Kreisen Militsch und Kreuzburg häufen sich die Fundorte. Verstärkte Aufmerksamkeit auf derartige Dünenplätze würde diese Kultur sicherlich auch im Kreise Namslau feststellen.

Zwei Haupteinwanderungsströme während der jüngeren Steinzeit in den schlesischen Raum sind zu erkennen. Der donauländische von Süden aus Böhmen und Mähren und ein nordischer aus der Gegen der Oder- und Weichselmündung. Spätere nordisch bedingte Völkerwellen gelangten aus Mitteldeutschland, aus Thüringen und Brandenburg nach Schlesien. Fast alle diese Völker- und Kulturströme haben ihren Niederschlag auch in den Kreisen Groß Wartenberg und

Namslau hinterlassen.

Wenden wir uns zunächst der donauländischen Bevölkerung zu. Ihre Tonware ist die Spiral-Mäander-Keramik und die etwas jüngere Stichreihenkeramik. Die Bevölkerung, nach dem Stil ihrer Gefäßverzierung kurz die „Bandkeramiker“ genannt, ist eine rein bäuerliche und bevorzugt deshalb ausschließlich fruchtbare Böden, hauptsächlich die Schwarzerdegebiete südlich von Breslau. Jedoch finden sich auch im Groß Wartenberger Kreise einige ganz bezeichnende, donauländische Steingeräte, eine sogenannte Pflugschar aus Sakrau (Abb. 3 a), eine Hacke mit zungenförmigen Schneiden aus Charlottenfeld (Abb. 3 c) und eine Flachhacke aus Tscheschenhammer (Abb. 3 b). Das Gerät aus Sakrau wird seiner Form nach „Pflugschar“ genannt, weil man in früheren Jahren glaubte in dieser Gerätform eine steinerne Pflugschart zu erkennen, die auf einem besonders geformten Aststück angebracht sei. In der Tat zeigen die meisten Stücke Abnutzungsspuren, die in diese Richtung deuten. Es sind auch Wiederherstellungsversuche derartiger einfacher Hakenpflüge gemacht worden, die zur Zufriedenheit arbeiteten. In letzter Zeit sind jedoch gegen diese Erklärung des Gerätes als steinerne Schar gewichtige Bedenken erhoben, die diese Frage noch recht ungelöst erscheinen lassen. Die durchbohrte Hacke aus Charlottenfeld (Abb. 3 c) ist besonderer Beachtung wert. Das Schaftloch ist erst gebohrt worden, nachdem von einer Seite durch Ausklopfen eine Vertiefung entstanden war, eine Technik, wie sie in der mittleren Steinzeit

besonders geübt wurde. Die Außenhaut des aus weichem Gneis bestehenden Steines dieser Hacke ist im Laufe der Jahrtausende abgewittert und zeigt nur noch in kleine Stücken den Schliff.



Abb. 3a-f: Steingeräte aus den Kreisen Ramsau und Groß Wartenberg

Die Flachhacke (Abb.3 b) ist aus graugrünem Schieferstein gearbeitet. Ihre Zugehörigkeit zum bandkeramischen Kulturkreise steht nicht ganz fest. Sie ist auf den Breit- und auf den Schmalseiten geschliffen, es sind sogar einzelne besondere Fasern (Fazetten) zu erkennen. Damit nähert sich unsere Hacke einer

Steinbeilform, wie sie der nordischen Trichterbecherkultur eigen ist. So zeigt auch dieser Fall wieder eindringlich, dass einzelne Steingeräte nicht immer sicher einer bestimmten Kultur zuzuweisen sind. Weitere kennzeichnende Fundstücke des donauländischen Kulturkreises sind eine sog. „Pflugschar“ aus Dohrfeld-Rudelsdorf Kreis Groß Wartenberg und eine Arbeitsaxt mit schrägem Nacken aus Eisdorf Kreis Namslau.

Die beiden Stücke (Abb. 3 d, f) sind Geräteformen der nordischen Trichterbecherkultur, das Feuersteinbeil mit fast quadratischem Nacken und die klein einschneidige Streitaxt mit rundem Nacken und leicht eingesenkter Ober- und Unterfläche. Beide Stücke stammen aus Otto-Langendorf Kreis Wartenberg. Das Feuersteinbeil zeigt in Form und Art der Bearbeitung – die Schmal- und Breitseiten sind zunächst zugeschlagen und dann mehr oder weniger zugeschliffen – recht deutlich seine Verwandtschaft mit den Feuersteinbeilen des nordischen Megalithkreises, dem Ausgangspunkte der ostdeutschen Trichterbecherkultur. Das Gleiche zeigt die kleine Streitaxt, die dem Schlesisch-Posenschen Typ angehört und ihre Abkunft von den Streitäxten des gleichen nordischen Kreises nicht verbirgt. Dieser nordische Einwanderstrom, der sich auch in diesen beiden schönen Geräten aus dem behandelten engen Gebiete so deutlich zeigt, gelangte von der Ostseeküste durch Brandenburg und Posen nach Schlesien. Auch dies Volk war ein Bauernvolk und bevorzugte deshalb die fruchtbaren Gegenden Schlesiens. Während im donauländischen Kreise keine Geräte

als besondere Waffen angesprochen werden können, besitzen diese nordischen Einwanderer Geräte, die nur als Waffen zu bezeichnen sind. Es zeigt sich darin der Wehrhafte Charakter dieser nordischen Einwanderer. Die Träger dieser Trichterbecherkultur – in Schlesien nach einem bekannten Fundort bei Glogau auch „Roßwitzer Kultur“ genannt – legen sich über die Bandkeramiker. Diese wurde verdrängt oder vertrieben, an einzelnen Stellen ist jedoch auch ein Nebeneinander oder gar eine Mischung beider Kulturkreise zu erkennen.



Abb. 4.

Weitere Fundstellen von Geräten der Trichterbecherkultur in den beiden behandelten Kreisen sind in Amalienthal Kreis Groß Wartenberg und in Butschkau Kreis Namslau (Abb. 4). Aus Tescheschenhammer Kreis Groß Wartenberg liegt sogar eine Henkelscherbe vor, der dieser Kultur zuzuweisen ist. Er ist zusammen gefunden mit dem Bruchstück eines Steinbeiles und deutet wohl auf eine Siedlung hin. Weiteres Forschen und Suchen wird sicherlich noch an manchen Orten die Hinterlassenschaft dieses nordischen Volks-

stammes der Steinzeit auch in diesem Teil Schlesiens nachweisen.

Die Axt (Abb. 3 e) stammt aus Herrnkaschütz Kreis Militsch und muss hier eine fast gleiche Streitaxt aus Städtel Kreis Namslau vertreten, die sich in

Privatbesitz befindet. Es ist dies eine Axt vom sogenannten Zobten-Typus, eine der prachtvollen Streitwaffen des zweiten nordischen Einwanderungszuges. Diese neuere Welle nordischer Völker gelangt aus Thüringen-Brandenburg nach Schlesien. Es sind die Träger der sogenannten „Schnurkeramik“, die als wehrhaftes Volk auf ihren schnellen sieghaften Zügen Mitteleuropa indogermanisiert haben. Diese wichtigen geschichtlichen Vorgänge sind am Ende der Steinzeit anzusetzen. Aus den Menschen der Trichterbecherkultur und dieser neuen Welle nordischer Rasse aus Mitteldeutschland entstehen dann die Träger der bronzezeitlichen Kultur in Schlesiern, die Illyrer.

aus: „Zwei schlesische Grenzkreise in der Vor- und Frühgeschichte – Sonderheft der Altschlesischen Blätter 1935“

Erinnerungen an die Cholerazeit in Dammer/Krs. Namslau

von G. Meerlender

Lasst uns einmal ein klein wenig in beschaulicher Weise unsere schöne Heimat durchwandern! Wir nähern uns auf der bekannten Verkehrsstraße – in der Richtung von Noldau, Steinersdorf und Stegendorf kommend – dem Dorfe Dammer, dem Geburtsorte meiner lieben Mutter. Zwischen den zahlreichen, mit Kiefernwald bestandenen Hügelketten tauchen zu unserer

linken Seite vereinzelte Sandhügel auf. Unweit der Straße ragt ein Hügel empor, der mit alten, knorrigen Kiefern bewachsen ist. Er lenkt bald unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Vom Stamme einer altern Kiefer schimmert es herüber wie die Umrisse einer Kreuzgestalt. Es ist in der Tat ein Kreuzesbild, das nun schon durch Wind und Wetter verblichen, dem hier des Weges kommenden Wanderer einen Ruheplatz der Toten kündigt. Und richtig, seitab am Hügel erblicken wir bald auch in dunklen, scharf umrissenen Linien die Form eines Grabsteins mit aufgesetztem Kreuze. In den rauschenden Wipfeln der hohen, alten Kiefern aber klingt es wie ein leises, stilles Weinen. Eine Trauerarie aus lang entschwundenen Tagen dringt leise, wie Harfenton, an unser Ohr. Die Zeit eines Menschalers ist hier verrauscht. Im nahen Dorfe Dammer aber wimmerte damals gar oft das Sterbeglöcklein von dem Turme des Kirchleins, das sich inmitten des Dorfes auf einem Hügel erhebt. Angst und Schrecken peinigten alle, die in Dammer damals wohnten. Und so viele, viele Tränen sind hier geflossen, denn, ach zu oft und gänzlich unerwartet schnelle schickte der grimme Tod einen seiner fürchterlichsten Würgeengel fast täglich von Haus zu Haus. Und dieser entsetzliche Würgeengel, den bis dahin niemand in unserer Heimat kannte, wohl selten höchstens dem Namen nach hatte nennen hören, das war die Cholera. Jener einsame Kiefernsandhügel aber, von welchem bereits vorhin die Rede war, ist der Friedhof, auf dem vor annähernd 60 Jahren die Opfer der Cholera bestattet wurden. Heute wird er gewöhnlich der Choleraberg Genannt. Hören

wir nun, was der Cholerafriedhof in Dammer uns aus jener Zeit der Not zu berichten weiß! – – –

„In den heißen Sommermonaten Juli und August des Jahres 1873 brach in Dammer die Cholera aus. Der Krankheitserreger dieser schrecklichen Seuche wurde in alten Kleidungsstücken in das Dorf eingeschleppt. In damaliger Zeit wohnte in Dammer ein gewisser Jebok, der in Breslau in einem Altwarengeschäfte getragene Kleidungsstücke gekauft hatte. Jebok selbst sowie eine Witwe, die in dessen Hause wohnte, wurden die ersten Opfer der Cholera. Von diesem Hause aus verbreitete sich die Seuche bald auf die benachbarten Haushaltungen und das übrige Dorf. Insgesamt sind gegen 40 Dorfbewohner der Cholera zum Opfer gefallen. Sie trat im einzelnen Falle in der Regel sehr plötzlich auf. Die Leute fielen unter krampfartigen Erscheinungen plötzlich um und verstarben binnen kurzer Zeit. Die ersten drei Toten, welche die Cholera dahinflachte, wurden auf dem Dammerschen Friedhofe beerdigt. Infolge der außerordentlichen Ansteckungsgefahr mußten alsbald die schärfsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Jeder Verkehr mit dem Dorfe wurde streng überwacht. Die an dieser Seuche erkrankten Leute wurden in einer Krankenbaracke untergebracht, welche sich außerhalb des Dorfes – unweit der Straße zwischen Dammer und Sterzendorf – befand. In aufopfernder Weise betätigte sich die Frau des Kaufmanns Missalek aus Dammer, indem sie durch ihre Kinder die Kranken mit Speise und Trank versorgte. Bald läutete das Sterbeglöcklein nicht mehr. Die ohnehin

geängstigten Dorfbewohner sollten nicht noch mehr in Schrecken versetzt werden. Die Toten nun in aller Frühe oder bei Eintritt der Dunkelheit außerhalb des Dorfes auf einem Sandberge beerdigt. Keinem der Angehörigen war es gestattet, der Leiche das letzte Geleit zu geben. So war der Totengräber es ganz allein, welcher in diesen schweren Tagen seines Amtes mit Anspannung aller Kräfte zu walten hatte, bis ihn schließlich der Tod, dem er anfänglich trotzig und furchtlos in das Gesicht geschaut hatte, bezwang. Unter den zahlreichen Opfern, welche die fürchterliche Cholera dahinraffte, seien der Reihe nach nur kurz erwähnt: Der Einlieger Jebok und eine in dessen Hause wohnende Witwe, der Stellenbesitzer Wuka und dessen Ehefrau, der Häusler Stellmach und dessen Ehefrau, der alte Wutschig und ein gewisser Engel aus dem Dominium zu Dammer, der Bauer Nogaitzik und gleich darauf der Totengräber. Nicht zu vergessen sei unter den übrigen zahlreichen Toten der alte, ehrwürdige Herr Sämänn aus Dammer, dem später auf dem „Choleraberge“ ein Denkmal errichtet wurde, das heute noch zu sehen ist.

aus: Heimatkalendern für die östlichen Grenzkreise Groß-Wartenberg - Namslau – Oels von 1927 bis 1931

Pechhütte

Nacherzählt von Fritz Petschelt

Geht man heut von Grambschütz weiter in südlicher Richtung, so durchstreift man kurze Stücke des Grambschützer Forstes, kommt auch an etlichen Lichtungen vorüber, die zum Teil mit Feldfrüchten bestanden sind. Eine dieser Lichtungen ist von riesiger Ausdehnung. Da, wo zwei Waldspitzen zusammenstoßen, liegen an ihren Rande eng zusammengedrängt einige Häuser, die auf der Landkarte als „Pechhütte“ bezeichnet sind. Wenden wir den Blick nach Nordwesten, so können wir einige Häuser von Alt-Grambschütz erkennen, nach Süden zu liegt inmitten von Feldern gebettet der Eleonorenhof. Und rings in der Weite und Breite ist die Lichtung von herrlichen Wäldern umstanden, die freilich an gar vielen Stellen durch Holzschlag in der letzten Zeit geschmälert sind.

Alte Ueberständer rauschen den Häusern von Pechhütte zu und erzählen, was sie von ihren Urenkeln erfahren haben, erzählen von der Sage, die sich um das Stückchen Erde webt, auf die sie herabschauen.

Und der freie geschützte Mäusebussard hakt gern bei ihren Ästen auf und hört zu und dreht den Kopf und äugt mit den scharfen Sternen klug in das Geäst. Seitdem ihm viermal von Schießern Schrot am Schnabel vorbeipfiff, glaubt er daran, dass seine Artgenossen früher in den unermesslichen Wäldern es besser hatten.

Das Rauschen der alten Ueberständer versteht außer dem Bussard noch eine uralte Frau, die Holz sammelt und ds Original aus einem Hexenmärchen zu sein scheint. Ihr Gesicht ist von vielen Furchen durchzogen, und täglich sitzt sie zu Füßen der alten Fichten und auf den großen Steinen und hört kichernd dem Wipfelrauschen zu.

Eine Breslauer Professorenfamilie machte einmal einen Ausflug in die Gegend von Grambschütz, und das jüngste Töchterchen der Familie, ein rotwangige Mädchel traf plötzlich, als sie von den Eltern etwas abseits nach Beeren suchte, dieses alte Hexenweiblein. Aber wie es so ist, dass Kinder in ihrer Unschuld sich weniger fürchten als Erwachsene, blieb die Kleine bei der Alten sitzen und hörte ihren Worten zu. Es fiel nicht auf, dass sie solange von den andern fort blieb, glaubte doch jeder, sie würde eben hinter den Büschen versteckt Beeren sammeln. Später erzählte das Mädchen den Eltern die Geschichte und der Literatur-Professor Neumann, der für Sagen etwas übrig hatte, schrieb alles auf, was das Weiblein erzählt hatte. Auch in Grambschütz sprach sich die Pechhüttensage herum, und wer sich noch nicht kennt, für den ist sie in den Heimatkalender aufgenommen worden.

Die Alte erzählt:

„Komm her, mein Kind! Siehst du dort die Pechhütte?“

Das Kind nickte.

„Dort stand von vielen Jahren ein prächtiges Schloss.

Der weiße Marmor, mit dem seine Mauern getäfelt waren, hob sich klar von dunklen hohen Parkbäumen ab. Mitten heraus ragte ein hoher fester Turm. Von dem aus konnte man über die höchsten Bäume hinweg über all die unermesslichen Wälder schauen, die ringsum lagen. In das Schloss hinein führte eine meisterliche geschnitzte Tür. Dann kam man in eine mächtige Vorhalle, die im Hintergrund ein hoher Stufengang abschloss. An den Wänden hingen Ritterrüstungen aller Art. Von der marmornen Treppe gelangte man in einen mit bunten Steinen angelegten Speisesaal. Hohe vergoldete Leuchter standen auf den Tischen und am Tage flutete zu den großen Bogenfenstern das goldgelbe Licht der Sonne herein. Mit reichem Prunk versehen, waren all die andern Gemächer, denn der Schlossherr, Ritter Grambert, liebte den Reichtum mehr als Gott. Man sagte von ihm, das er sich dem Teufel verschrieben und dafür viel Geld erhalten hatte. Doch wenn auch die meisten an die Wahrheit dieser Worte glaubten, hielt sie es doch nicht ab, an den reichen, üppigen Gelagen teilzunehmen, zu denen sie oft geladen.

Es war wieder einmal ein solches Fest. Goldgetreßte Diener eilten geschäftig hin und her. Die Köche und Speisenmeister mussten ihr dickes Bäuchlein rühren. Festlich war die Tafel im Speisesaal gedeckt, aber noch festlicher war die Gesellschaft von feinen Herrn und Damen, die ringsherum saßen.

Den Ehrenplatz nahmen die Gastgeber Ritter Grambert und seine schöne Gemahlin Gertrud ein. Daneben

saß ihr Töchterlein Ilse in einem weißen Seidenkleid, das mit Goldschnüren durchwirkt war. Das Fräulein Ilse war so schön, dass gar mancher Blick der jungen Edelherren länger an ihr haftete, als schicklich war. Doch so schön Gemahlin und Tochter waren, so stolz waren sie. Nie hätte Ilse daran gedacht, einen der Junker zum Gemahl zu nehmen, sie waren ihr alle zu arm und hässlich.

In der Nähe von Alt-Grambschütz schlängelte sich ein Hohlweg zwischen den Feldern entlang. Während heute die Bauern dort ihr Getreide anbauen, war früher von Gramberts Schlosse bis weit über Alt-Grambschütz hinaus finsterner Wald. Sein Unterholz war so dicht, dass man nur auf mühselig behauenen, engen Pfaden vorwärtskommen konnte.

Vollends ein wirres Durcheinander von Sträuchern, wuchernden Stauden, geknickten Bäumen und großen Findlingsblöcken war der Hohlweg. Jäger und fahrende Leute mieden diese Wildnis.

Kam es aber doch einmal vor, dass ein verirrter Wanderer müde und matt dorthin geriet, so war er für immer verloren.

Mitten aus den Dornen tauchte die grausame Hexe Hollenor mit ihrem furchtbaren Vampirengelage auf. Sie stürzten sich auf den Wanderer, bissen ihn und saugten ihm de letzten Tropfen Blut aus dem Körper. Außerhalb der Hohlwegwildnis hatte die Hexe keine

Macht – aber auch selten verließ sie ihn.

Nun traf es sich doch einmal, dass Ritter Grambert ihr auf der Jagd den Weg zum Hohlweg abschnitt.

Da stand dieses hässliche Wesen, halb Tier, halb Mensch, vor ihm und bat um sein Leben.

„Ich will dir einen Zauberring geben, durch de du immer reich bleibst. Gold und Edelsteine kannst du damit hervorzaubern, soviel du willst, die schönsten Kleider kannst du dir wünschen und schon liegen sie vor dir.“

Der geldgierige Ritter Grambert stutzte. Wie ein liebliches Lied in eine reine Seele, so drang hier die Sucht nach Gold in sein schwarzes Herz. Die Versprechungen vom Zauberring lockten ihn mächtig, und das Schwert, das er zum Todesstoß gezogen hatte, ließ er sinken. „Wo ist der Ring!“ herrschte er das Satansweib an.

„Hihihi“, kicherte die Alte, die bald merkte, dass sie gewonnen Spiel hatte, hihihi, morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, erwarte ich dich hier, an dieser Stelle, dann sollst du alles haben.“ Mit diesen Worten verschwand sie blitzartig im Gesträuch.

Mit der furchtbaren Gewissenspein, die den Schuldbe-ladenen plagte, von grässlichen Träumen im Schlaf gestört, war Grambert tags darauf aufgewacht. Er trat an das Fenster und ließ seine Blicke über den Schlosshof

zum Wald schweifen. Da überkam es ihn wie Trotz gegen Gott, er lachte auf und schwelgte im zukünftigen Besitz des Zauberringes. Ganz fern in der Morgensonne schwammen einige weißgoldene Wölkchen.

Grambert hatte es fein ausgeklügelt. Heut war ja ein Fest bei ihm. Um die Mittagszeit wollte er heimlich in den Wald reiten und sich mit der Kraft des Zauberrings eine goldene Rüstung wünschen, in der er plötzlich wieder in den Saal treten wolle. Bersten sollten sie alle vor Neid.

Und nun war das Mahl im vollen Gange. Während die Diener eifrig hin- und hereilten und die Gäste das lukullische Mahl sich schmecken ließen, verließ der Ritter den Saal.

Er trat aus der hohen, kühlen Vorhalle in den heißen Sommertag hinaus. Mitten in dem künstlerisch angelegten Garten schoß der silberne Strahl eines Springbrunnens hoch in den blauen Mittag, zerstäubend und in Regenbogenfarben glitzernd niederfallend.

Wie ein Schleier lag es über den Augen des Ritters.

War es ihm, als sollte er alles nicht mehr wiedersehen? Aber nein, im Gegenteil, schöner und prunkvoller sollte es werden, jetzt würde er reicher sein als bisher, und er lachte laut auf.

Dazwischen aber drängten die Gedanken: Du hast die

entsetzliche Hexe Hollenor leben lassen, viel Verirrte wird sie weiterhin mit ihren furchtbaren Teufeln töten – du hast es nicht verhindert – immer wieder streifte er mit der Hand über sein Gesicht, und mit Macht wollte er das böse Gewissen, das über ihn gekommen war, verscheuchen.

Und so jagte der Gottlose auf die Stelle zu, wo Hollenor wartete.

Die Hexe kauerte gespannt in einer großen Dornenhecke. Als sie das Klopfen der Pferdehufe hörte, kicherte sie vor sich hin. In der krallenähnlichen Hand hielt sie ein Bündel Wolfsmilch, das von einem grüngoldenen Ring zusammengehalten war.

Grambert zügelte sein Ross, dann sprang er vom Pferde und suchte mit seinen Augen das Gestrüpp ab. Noch konnte er seine Seele vor der großen Sünde retten – aber die Gier nach Mammon war stärker in ihm, und so standen er und die Hexe sich bald gegenüber.

„Hihihi hiii, den Ring bekommst du, und wenn die ihn so auf deine Brust legst, dass von ihm das Herz eingekreist wird, dann rufe dreimal „Hollenor“ und dein Wunsch wird sich erfüllen.“

Umsonst drängte sich der Ritter alle frommen Erinnerungen auf – „was kann es schaden“, antwortete er seinem Gewissen, entblößte seine Brust und wollte eben den Ring um das Herz legen, da stürzte Hollenor auf

ihn zu, schlug ihre drei großen Vorderzähne in seine Haut.

Ehe er sich besinnen konnte, was geschehen, war das Weib verschwunden.

Was kann es schaden, dachte Grambert, als aus der Herzgend drei Blutstropfen rannen, er wünschte für sich und sein Pferd eine goldene Rüstung. Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen und dreimal den Namen der Hexe gerufen, so erstarrten er und sein Pferd fast vor Gold. Stolz ritt er auf sein Schloss zu.

Der Himmel aber hatte sich verdunkelt, und ein schweres Gewitter begann seine Blitze zu schleudern. Es regnete in Strömen. Nun erhob sich gar noch ein furchtbarer Sturm, Bäume knicken wie dünne Hölzer.

Der Ritter Grambert suchte Schutz unter einer hohen Fichte. Er verhöhnzte den Himmel mit seinen Wolken. Den Ring, den er ums Armgelenk gelegt hatte, streifte er ab, öffnete den Goldpanzer und wollte sich inmitten eines schönen Schlosses wünschen da fuhr ein Blitz in die Fichte, dass sie in unzählige Stücke spaltete. Grambert wurde von einem starken Ast mit aller Wucht getroffen, die die Brust wurde ihm zerschmettert, und leblos sank er zu Boden.

Um dieselbe Zeit erlosch im Schlosse alles Licht, das man, weil der Himmel sich so verdunkelt, angezündet hatte. Finster war es plötzlich im hohen Speisesaal

und nur die Blitze erhellten den Raum sekundenlang. Auf den Anwesenden lag es wie ein Alpdruck. Die Unterhaltung hatte aufgehört. Man versuchte Fackeln anzuzünden, und als es endlich gelang, sah man zum größten Entsetzen des Ritters Tochter Ilse tot im Saale liegen. Das Kleid war aufgerissen und aus der Herzgegend rieselte langsam dunkelrotes Blut. Der Biss der Hollenor.

Zur selben Zeit wurde der entgegengesetzte Flügel des Schlosses vom Blitz getroffen und zerbarst. Nun wusste man mit Grausen, dass das Haus Gramberts der Hexe Hollentor und den Vampiren verfallen war. Fort stürmte man, um nicht auch in den Bann des Zauberes zu kommen. Ängstlich harrte die treue Dienerschaft der Dinge, die kommen sollten. Nachdem aber auch die Gemahlin Gramberts durch Hollentor getötet war, verließen sie das Schloss.

Der ehemals so stattliche Rittersitz verfiel immer mehr. Es verging kein Sommer, wo nicht der Gewitterblitz als Gottes Hand die Mauern brach. Zuletzt blieb nur noch ein einziger am Boden gelegener Raum übrig, dessen Wände nicht geborsten waren, und der – das sein Dach mit Schutt und wucherndem Unkraut bedeckt war, einer Hütte ähnlich sah.

Einmal machten es sich da fahrende gesellen gemütlich, weil sie in der Nacht vom Unwetter überrascht wurden, und es gefiel ihnen so gut, dass sie für immer zu bleiben beschlossen. Doch am anderen Morgen war

einer von ihnen tot. Man entdeckte in seiner Herzgend drei kleine Wunden und glaubte an einen Schlangenbiss. Trotz allen Suchens fand man kein giftiges Reptil.

Drei Tage und Nächte blieben die Gesellen in der Hütte, aber jeden Morgen lag einer tot zwischen den Lebenden, so dass ihnen der Aufenthalt verleidet wurde und sie weiterzogen.

Ähnlich erging es einem fremden Jäger, der sich in der Hütte einnistete. Noch am Abend schoss er einen gewaltigen Eber, tags darauf lag der Mann tot auf dem Lager.

Und so traf es Unzählige, die in dem alten Gemäuer Wohnung zu finden glaubten. Hollenor tötete sie alle.

Erst lange Zeit nach dem Tode Gramberts sprach sich herum, dass jeder, der in diese Hütte geriet, das Pech hatte, sein Leben zu verlieren. Man nannte es damals so. Und allmählich prägte sich der Name Pechhütte als eine gemiedene Wildnis.

Dem bösen Zauber machte ein Mönch namens Benediktus Gratia ein Ende. Er tötete auf der Jagd Hollenor.

Die alten Gemäuer verschwanden. Deutsche Siedler legten später ihre Wirtschaften in der Lichtung an und alles gedieh prächtig und die Menschen lebten in Frieden.

Auch heute grünt und blüht es dort und Wenige wissen von dem, was sich einstmals hier zutrug.

Nur der Name „Pechhütte“ besteht noch!



Schloß Grambschütz, Kr. Namslau. — Nach einer Federzeichnung von Fr. Petschelt, Namslau.

aus: Heimatkalender für die östlichen Grenzkreise Groß Wartenberg – Namslau – Oels (Jahrgänge 1927 bis 1931)

Namslauer Stube im Schützenhaus in Euskirchen

Neben der Namslauer Stube im Kreishaus unseres Patenkreises Euskirchen haben wir auch eine Namslauer Stube im Schützenhaus unserer Freunde, der St. Sebastianus-Bruderschaft in Euskirchen.

Auf Initiative unserer Euskirchener Schützenbrüder ist nunmehr über dem Eingang zur Namslauer Stube ein handgeschnitztes Schild mit der Aufschrift „Namslauer Stube“ angebracht worden. So soll jedem Besucher der Schützenhalle sofort die Patenschaft der St. Sebastianer über die Namslauer Privilegierte Schützengilde von 1434 ins Auge fallen.

Wir danken unseren Euskirchener Schützenbrüdern für diese Geste der Freundschaft.

Horst Schemmel
Schützenmeister



Präsident Arno Guthausen und Horst Schemmel

**Herzliche Einladung
zum 7. Treffen
der NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
in
NEUSTADT/DOSSE**

**am Samstag, den 29. September 2018
ab 11.00 Uhr**

**Treffpunkt diesmal:
Hotel Ritterhof
Kampehl 25b
16845 Neustadt/Dosse**

Anmeldung und Information bei

Edeltrud Hoppe (geb. Gottschalk) Tel. 033971-73216
oder Christa Schwarzenstein (geb. Taube)- Tel.
033970-969937

Hinweise: Da es im letzten Jahr im bisherigen Lokal nicht so geklappt hat, wie wir es erwartet hatten, so haben wir diesmal das Lokal gewechselt!

Im letzten Heimatruf war versehentlich ein falsches Datum des Treffens angekündigt. Wir bitten um Entschuldigung.

Einsichtnahme in das Namslauer Stadtblatt und das Namslauer Kreisblatt

Wie uns mitgeteilt wurde, können in der neuen Universitätsbibliothek in Breslau, Frederyka Curie Str.12, die Zeitungen "Namslauer Stadtblatt" und "Namslauer Kreisblatt" im Original eingesehen werden. Dazu entrichtet man eine kleine Gebühr von 3 ZŁ, bekommt einen kleinen Ausweis mit einer Besuchernummer und geht damit in den Lesesaal. Dort erhält man einen Arbeitsplatz zugewiesen. Die Mitarbeiterinnen sind sehr nett und hilfsbereit. Sie schauen zuerst nach, ob ein gesuchter Artikel vorhanden ist. Wenn ja, dann wird bestellt. Die Wartezeit beträgt etwa 30/40 Minuten und dann kann man die gesuchten Artikel ansehen und auch fotografieren.

Außerdem konnte das Namslauer Adressbuch von 1925 im Original angesehen und fotografiert werden.

Wenn Sie Interesse haben, schauen Sie doch dort einmal herein.



Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 600

Redaktionsschluß: 18. August 2018

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schrift-
führer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

**Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich
und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Ab-
schnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.**

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.